

Christian von Bethmann

Jagd als Teil erfolgreicher Waldwirtschaft

Vortrag in Reichelsheim (Odenwald) am 02.02.2012
Abendveranstaltung des Hessischen Waldbesitzerverbands
zur Landwirtschaftlichen Woche Südhessen

Unschwer erahnen Sie hinter dem Titel „Jagd als Teil erfolgreicher Waldwirtschaft“ den „Dauerbrenner“ Wald und Wild. Derzeit zunehmende Schältschäden, jedes Kulturgatter, jede Wuchstülle im Wald, jedes Weisergatter belegen eindrücklich, dass das Thema unverändert aktuell ist - und dieses schon, seitdem es geregelte Forstwirtschaft gibt. Weshalb aber kommen wir trotz der ständigen Debatten und dem Austausch der Argumente zwischen der Forstpartie und der Jägerschaft nicht wirklich weiter? Der Konflikt schwelt vor sich hin, ohne dass sich wirklich Entscheidendes bewegen würde. Und wer müsste sich denn wirklich bewegen und Änderungen herbeiführen?

Ich hoffe, es beruhigt Sie, wenn ich Ihnen vorab ankündige, dass ich heute Abend nicht als Forstmann nur die möglichen Schäden aufliste, die Wild unstreitig in Wäldern verursachen kann, um dann zu resümieren, es ist die Jagd, die lediglich durch die Reduzierung der Wildbestände den Schäden konsequenter entgegensteuern müsste.

Das Thema Wald und Wild wird aus meiner Erfahrung seit jeher mit erstaunlich wenig Sachverstand und mit umso mehr Emotionen diskutiert. Die Zusammenhänge, die hinter dem Referatstitel stecken, sind weit komplizierter, als Sie dies vermutlich erwarten, gerade weil sie auch so viel mit Emotionen zu tun haben und Sachlichkeit gefragt ist.

Der Titel meines Vortrages ist mit Bedacht gewählt: „Jagd als Teil erfolgreicher Waldwirtschaft“.

Die Waldwirtschaft muss aus meiner Sicht hier genauso beleuchtet werden wie die Jagd. Meine erste These lautet nämlich, dass die unterschiedlichen Formen von Waldwirtschaft, wie wir Forstleute die uns anvertrauten Wälder bewirtschaften, in hohem Maße das Konfliktpotential beeinflussen. Die Wirtschaftsweise, die waldbauliche Behandlung, bestimmt und gestaltet den Lebensraum Wald.

Die Förster als „Waldbauern“ haben aus meiner Sicht die verbreitete Misere dieses Konflikts mindestens genauso zu verantworten wie die Jäger als „Heger“ des Wildes. Andersherum formuliert: erkennbare Wildschäden, Schutzgatter oder Wuchshüllen sind der Beleg, dass entweder das Jagdkonzept oder das Forstkonzept nicht stimmt. Und aus meiner Sicht stimmen meist beide nicht. Und bei der Lösung dieses Konfliktes befinden wir uns in einer wechselseitigen Abhängigkeit, die ich Ihnen gerne näher erläutern möchte.

Ich werde mich von hinten nach vorne durch die Überschrift „pirschen“. Insofern können die „Nur-Jäger“ sich zunächst etwas entspannt zurücklehnen, weil ich mich am Anfang mit der Waldwirtschaft befassen möchte.

Waldwirtschaft

Die Waldwirtschaft setze ich auch deshalb an den Anfang, weil ich grundsätzlich an uns Forstkollegen - wegen unserer gründlicheren Ausbildung - einen höheren Anspruch an die fachliche Qualifikation stelle und erwarte, dass wir noch viel klarer und ehrlicher uns selbst gegenüber - aber auch in der Darstellung der Wechselwirkungen zwischen dem Wald als Lebensraum und den Wildbeständen - den Finger in der öffentlichen Diskussion in die Wunde legen. Das soll aber natürlich nicht die Jäger von ihrer Verantwortung entbinden, die Jagd als Teil der Waldbewirtschaftung zu sehen und sich damit den Notwendigkeiten einer ganzheitlichen Waldbewirtschaftung zu stellen.

Gerne wird in der Forstwirtschaft ohne weiteres Reflektieren sehr selbstzufrieden von der seit Forstgenerationen erfolgreichen und bewährten „multifunktionalen Forstwirtschaft“ gesprochen. Dabei wird übersehen, dass sprachlich die Begriffe „Funktion“ und „Wirtschaft“ kein Paar bilden. Der Begriff des Wirtschaftens setzt ein Ziel voraus. Wir definieren „Wirtschaften“ als das gezielte Handeln, um gesetzte Ziele zu erreichen. Funktionen dürfen nicht mit Zielen gleichgesetzt werden und Funktionen definieren auch kein Ziel. Hinzu kommt, dass erstaunlicherweise zwar überall von der Nutz-, Schutz- und Erholungsfunktion des Waldes gesprochen wird, auch in den einschlägigen Gesetzen; nirgendwo werden aber diese Funktionsbegriffe definiert.

Die drei Funktionssäulen - die Nutz-, Schutz- und Erholungsfunktion des Waldes - werden von mir, auch wenn sie nicht klar definiert sind, überhaupt nicht in Frage gestellt. Nur müssen für die Entwicklung eines Bewirtschaftungskonzeptes aus diesen Grundfunktionen die Ziele und gegebenenfalls ein in sich stimmiger Kanon an Einzelzielen, also mehrere Ziele, die mit der Bewirtschaftung erreicht werden sollen, abgeleitet werden.

Der multifunktionale Wald ermöglicht eine multiziele Waldwirtschaft,
so wird ein Schuh daraus.

Ich kenne aber aus meiner Praxis als Forstberater und Gutachter so gut wie keinen Forstbetrieb, der solche Wirtschaftsziele operational und damit überprüfbar formuliert hätte. In den einen oder anderen Planungs- oder Forsteinrichtungswerken wird für den Betrieb von der Priorität der Nutzfunktion oder der Wertholzproduktion gesprochen, im nächsten Forsteinrichtungswerk, z.B. einer Kommune, wird die Erholungsfunktion oder auch die Schutzfunktion hervorgehoben. Nur ergibt sich daraus kein greifbares oder gar quantifizierbares Ziel.

Solange sie aber keine Ziele klar definiert haben, wirtschaften sie nicht, sie wurschteln, und ich spreche deshalb gerne von der allseits in Forstbetrieben verbreiteten „Multifunktionalen Waldwurschtelei“ und wünschte mir hingegen eine „Multiziele Waldwirtschaft“.

Und ohne klar definierte Ziele, kann auch die Jagd nicht wirklich zielführend eingebunden und auf ihren Erfolg hin bewertet werden.

Neben dem Mangel an klaren Zielen wurschteln auch wir Förster aus meiner Sicht verbreitet mehr emotional als rational.

Die Forstwirtschaft in Mitteleuropa ist untrennbar mit der völlig unbestrittenen Kulturleistung unserer Vorfahren verbunden, die im ausgehenden Mittelalter durch die Einführung einer geregelten Waldnutzung - und insbesondere riesige Aufforstungsprogramme - den heutigen Waldreichtum und die Holzvorräte überhaupt erst wieder gesichert haben.

Die Entwicklung des heutigen Wohlstands ist zumindest auch auf diese Kulturleistung, den „Kulturwald“ zurückzuführen. Aber mir will scheinen, dass wir Förster ohne diese „Kultur“, ohne dieses permanente Gestalten und Eingreifen in unsere Wälder, Sorge haben, uns würde die Anerkennung versagt. Und ein übersteigertes Generationsvertragsdenken führt zu ständigem Gestalten, Investieren in die Zukunft, Planen gewünschter Waldstrukturen, die mit allen Mitteln erreicht werden sollen.

Die heutige Generation stellt durch gezielte Investitionen in die Zukunft sicher, dass künftige Generationen mindestens ebensolche Vorteile aus der Waldbewirtschaftung ziehen können. Im Grundsatz völlig richtig. Aber ich werde seit Jahren den Verdacht nicht los, dass viel des forstlichen Aktionismus eher dem emotional bedingten Generationsethos als der fachlichen Notwendigkeit geschuldet ist, wirklich im Wald dies und jenes machen zu müssen. Wir wollen uns weder von Kollegen noch von künftigen Generationen vorwerfen lassen, wir hätten uns unter Vernachlässigung der Nachhaltigkeit und aus Geiz und Faulheit zu wenig engagiert, und investieren deshalb häufig, koste es was es wolle. Hauptsache wir können unser Engagement belegen, auch wenn wir damit die Natur gegen die Richtung kämmen.

Viele Forstkollegen orientieren sich bei der Planung und Bewirtschaftung zusätzlich an idealen statischen Vorstellungen. Wir lassen uns lenken von einer visuellen Vorstellung, „so sollte der Wald aussehen“. Und so sprechen Forstleute, wenn einzelne Waldstrukturen beschrieben werden, folgerichtig auch gerne von „Waldbildern“. Letztlich rennen „Waldbildförster“ jedoch wie Hamster im Laufrad den idealen statischen Vorstellungen hinterher, wenden dabei ungeheuer viel Ressourcen an allen Wirtschaftsfaktoren und nicht zuletzt viel Geld auf (das entspricht dem Generationsvertrag) und müssen am Ende meist erkennen, dass die Natur doch häufig stärker war als all ihre Bemühungen.

Die Forstwirtschaft wird dominiert von statischem, flächigem Denken in Kategorien des Bestandes. Die Forstwirtschaft formt dabei unsere Wälder eher zu uniformen, homogenen Waldstrukturen, auf großen Flächenanteilen zu dunklen, am Boden vegetationsarmen Waldstrukturen, die dem Wild nicht gleichermaßen Äsung und Deckung bieten.

Finden sich aber in einem solchen wie auf dem Reißbrett geplanten Waldgebiet kaum Flächen, in denen Wild gleichzeitig Ruhe und Äsung findet, so sind Fraß-, Fegge-, Schäl-, Schlag- und Rammschäden vorprogrammiert. Und wenn sich in solchen Waldstrukturen auch noch Wildpopulationen aufhalten, die die Lebensraumkapazität weit übersteigen, gerät das Verhältnis von Wald und Wild völlig aus der Balance.

Wenn der planende Förster gar mit der nächsten Waldgeneration die Baumart wechseln möchte - ähnlich dem Gemüsebauer, der von Blumenkohl auf Brokkoli umsteigt - nun dem Klimawandel geschuldet Douglasie statt Fichte pflanzt, wird spätestens die Anpflanzung aus Sicht des Wildes zur begehrten Sonderkultur. Und dann darf sich der Förster nicht wundern, wenn die zarten und wohlriechenden jungen Pflanzen auf der vergleichsweise kleinen Verjüngungsfläche von Reh und Hirsch mit Begeisterung

gefeht und geschlagen werden. Und wer wie ein Gemüsebauer Eichenkulturen anlegt, weil er Eichen b e s t ä n d e begründen möchte, auch der darf sich nicht wundern, wenn dies ohne flächigen Schutz nicht gelingen mag. Jede gepflanzte Kultur im Wald ist für das Wild eine „Sonderkultur“, in der selbst bei geringen Wildbeständen Schäden kaum zu vermeiden sind.

Und wenn der treusorgende Förster diese Kulturen - er will ja gerne Kultur - schützen will, dann grenzt er mit einem Gatter jetzt erst recht den Lebensraum aus und ab, in dem das Wild die beste Äsung und nach wenigen Jahren auch Ruhe und Äsung gleichzeitig finden würde.

Meine Damen und Herren, diesen kritischen Anmerkungen zu einer traditionellen und etablierten Wirtschaftsweise, die aus meiner Sicht ganz wesentlich das Konfliktfeld Wald-Wild bestimmen, möchte ich gerne einen fiktiven Forstbetrieb gegenüberstellen und Wirtschaftsziele definieren, weil ich ohne gesetzte Ziele den Erfolg des gezielten Handelns nicht messen kann.

Das von mir gesetzte Ziel führt dann auch zu einer Waldbehandlung, die sich konsequent vom beschriebenen Kulturwald abwendet.

Vorab sei aber betont und zugestanden, dass es keine allgemeingültigen Ziele für Forstbetriebe gibt, Waldbesitzer können sich sehr unterschiedlich ausrichten. Ich kenne Waldbesitzer, die sich nur des Jagens wegen einen Wald gekauft haben, einen Eigenjagdbezirk, in dem sie, soweit ihnen die Behörde nicht Einhalt gebietet, das Wild Urstände feiern lassen. Und wenn diese Waldbesitzer praktisch keine Forstwirtschaft betreiben und sich nur der Jagd und Hege großer Wildpopulationen hingeben, so ist diese Jagd aus Sicht dieser Waldbesitzer vermutlich erfolgreich, sie haben erreicht, was sie wollten: viel Wild.

Und eine von sprudelnden Steuerquellen finanzierte Gemeinde mag auf jeden finanziellen Ertrag aus der Stadtwaldbewirtschaftung verzichten und den Wald ganz weitgehend der Erholung oder dem Naturschutz widmen, wie dies z.B. die Stadt Zürich mit dem Sihlwald schon vor über 20 Jahren beschlossen hat. Wildschäden spielen hier eine untergeordnete Rolle, lediglich der Naturschutz mag auf eine stärkere Bejagung drängen, aber in der Regel frönt auch der Naturschutz gerne dem Experiment, zunächst in Totalreservaten auf eine Bejagung zu verzichten.

Als Spross einer Kaufmannsfamilie und Forstberater bekenne ich mich hingegen grundsätzlich zu einer ökonomisch ausgerichteten Waldwirtschaft, die insbesondere geeignet ist, den häufig sehr unterschiedlichen Liquiditätsbedarf des Waldbesitzers flexibel zu decken. Daneben verfolge ich einzelne Teilziele wie Brennholzversorgung der lokalen Bevölkerung, Erholungsansprüche, etc., auf die ich hier nicht näher eingehen will.

Sie alle wissen, dass die Rentabilität der Waldwirtschaft in der Regel nicht überdurchschnittlich gut ist. Aber es gibt ein kaufmännisches Phänomen, das nur den Forstbetrieben eigen ist, und den Nachteil der durchschnittlich geringen Rentabilität aufwiegt. In Forstbetrieben können sie zunächst steuerlich weitgehend neutral auf Lager und Vorrat und ohne hohe Investitionen, Arbeits- und Materialkosten Holzvorrat produzieren, den jährlichen Holzzuwachs, um sich gerade dann durch Holzver-

kauf flexibel Liquidität zu beschaffen, wenn sie in unregelmäßigen zeitlichen Abständen besondere Ausgaben zu decken haben.

Mein Idealwald ist deshalb ein Forstbetrieb, der das nachhaltig vorhandene biologische Produktionspotential bei geringsten Betriebskosten, also möglichst rentabel, zu verwertbarem Holzvorrat heranwachsen lässt. Dieser ideale Forstbetrieb verfügt über stabile, stufige und abwechslungsreiche, aber auch vorratsreiche Waldstrukturen, die einerseits Kalamitäten gegenüber gefeit sind und durch eine gemischte Baumartenpalette den Holzmarkt immer flexibel bedienen können, ein Waldgefüge, in dem bei geringen Ernte- und Folgekosten Bäume geschlagen, verkauft und damit zu Geld, also liquidiert werden können.

In diesem Wald ist die Einzelbaumwirtschaft die Alternative zu den zuvor erläuterten traditionellen, flächigen und an Kategorien des Baumbestandes orientierten Wirtschaftsansätzen. Es ist die Besinnung auf den Wald als Gesamteinheit vieler Einzelkomponenten, die unvorstellbar komplex miteinander in Wechselwirkung stehen, aber jeweils als einzelne Bestandteile bezüglich ihres möglichen Erhalts, ihres Schutzes oder ihrer möglichen Nutzung beurteilt werden.

Bezogen auf die Holzernte heißt das Stichwort „Einzelbaumnutzung“. Sie brechen die drei Funktionssäulen auf den Einzelbaum herunter und beurteilen und entscheiden, in welcher Hinsicht der Einzelbaum seine herausragende Bedeutung hat. Ob er als Habitatbaum, Samenlieferant, oder wegen seiner ästhetischen Würde erhalten bleibt, oder ob er wegen ganz schlechter oder auch wegen herausragender Holzqualität oder als Bedränger eines Nachbarbaumes jetzt geerntet werden könnte.

In für den Kulturwald völlig unmöglich engem Mosaik finden sich in derart einzelbaumweise bewirtschafteten Wäldern alte schützenswerte Habitatbäume neben unverändert werthaltig produzierenden Bäumen, alte Bäume umgeben von Pionierwaldgesellschaften, Kahlschlagsflora auf kleinen Lichtungen neben dunklen Horsten und dichten Baumgruppen aus sich wechselseitig stützenden Bäumen.

Im Interesse der ökologischen Stabilität naturnaher Wirtschaftswälder - und damit auch im ureigensten ökonomischen Interesse - ist dabei der Erhalt und die Förderung von Facetten eines Urwaldes, wie Klimax- und Pionierwaldstadien und sonstigen Komponenten, auf die der Naturschutz gerne sein Augenmerk richtet. Aber dieser Nutzungsverzicht betrifft eben auch nur Einzelkomponenten und wird nicht mit dem flächigen Ansatz verfolgt, bzw. der Notwendigkeit, ganze Flächen aus der Nutzung zu nehmen, wie das erst dieser Tage wieder einzelne Naturschutzverbände gefordert haben.

Bei einer naturnahen an Einzelbäumen orientierten Waldwirtschaft binden sie die Kraft und Dynamik unserer heimischen Waldökosysteme ein, sich bei Störungen von innen heraus immer wieder als Waldökosystem zu regenerieren. Es ist Zeit in der Forstwirtschaft zu erkennen, wie privilegiert wir sind, die Dynamik natürlicher Waldökosysteme noch viel umfangreicher ökonomisch rentabel in unsere Bewirtschaftungskonzepte einzubinden, und uns auf das vorsichtige Lenken prozessualer Bewegungen konzentrieren zu können. Im Sinne der Erkenntnis von Heraklit (* um 520 v. Chr.; † um 460 v. Chr.) - „panta rhei“ („alles fließt, alles bewegt sich“) - können wir wirtschaften, wenn wir das Ziel vor Augen haben (nicht ein Waldbild, sondern die rentable Waldwirtschaft), die dynamischen Abläufe natürlicher Waldökosysteme vor-

sichtig steuern. Und dies geschieht umso rentabler, wenn wir mit je weniger Aufwand im Verhältnis zum Ertrag dies kenntnisreich und mehr nutzend als nur gestaltend durchführen können.

Den Gedanken des Steuerns der dynamischen Prozesse von Abläufen, können Sie vergleichen mit dem Einparken eines Autos ohne Servolenkung, wenn Sie das Lenkrad im Stand oder in der Bewegung einschlagen. Steuern Sie in der Bewegung - und der Energieaufwand reduziert sich auf einen Bruchteil.

Und wenn wir diese kontinuierliche Wirtschaft auf der ganzen Betriebsfläche an Einzelbäumen durchführen und uns nicht dogmatisch an flächigen Parametern, wie den Bestockungsgraden oder der flächigen Betrachtung des Durchschnittsalters der Bäume, leiten lassen, werden wir über den ganzen Betrieb verteilt durch die Ernte der Einzelbäume, die nicht nur alleine stehen, sondern auch benachbart sein können, kleinere und größere Störungen des Waldgefüges, durchbrochene Waldstrukturen erhalten, die Regenerationsprozesse auf dem Waldboden auslösen. Dabei steht nicht nur die Naturverjüngung im Fokus, sondern alle Formen von Bodenvegetation, Kräuter, Gräser, Sträucher, Blütenpflanzen, Pilze, Moose, die gemeinsam einen für den Wald elementar wichtigen Bodenumus erzeugen.

Dieser Wald ist ökologisch stabil, wenn er gleichermaßen auf alle natürlichen wie auch die durch die Bewirtschaftung erzeugten künstlichen Störungen flexibel, sich einem Gleichgewicht entgegen entwickelnd regenerieren kann. Kalamitäten können in den seltensten Fällen diesen Strukturreichtum ganzflächig zerstören.

Wenn ich in diesem Waldgefüge, flexibel in Hinblick auf Liquiditätsbedarf und Holzmarkt, unabhängig von Witterung, weil meine Waldwege gepflegt und stabil sind, auf Holzvorräte zugreifen kann, und diese Nutzungen neben den reinen Erntekosten keine nennenswerten Folgekosten für neue Anpflanzungen, für Schutz vor dem Wild, (Wildschutzmaßnahmen sind Waldschutzmaßnahmen) verursachen, dann nähere ich mich einer erfolgreichen Waldwirtschaft.

Und dieser Wald bietet eine hervorragende Lebensraumqualität für unser heimisches Wild, weil auf großen Flächen durch den Strukturreichtum eine reiche Bodenvegetation bei gleichzeitig großflächigen Deckungsverhältnissen gegeben ist – vorausgesetzt, wir haben die Wildbestände so angepasst, dass die Entwicklung der Bodenvegetation nicht übermäßig durch Wild beeinflusst und letztlich dominiert wird.

Erst ein angepasster Wildbestand ermöglicht diese naturnahen und vielfältigen Lebensraumbedingungen. Ohne konsequente Jagd kein wildfreundlicher Lebensraum, der nicht von Gattern zerschnitten wird, sondern gleichzeitig Äsung und Deckung auf großer Fläche bietet.

Tatsächlich verursachen gerade die Aufforstungs- und Waldschutzkosten, neben den Schäden am stehenden Holz, die wesentlichen Ertragseinbußen in den Forstbetrieben. Kalkulationen zu den Mehrkosten eines Forstbetriebes zur Sicherung der Verjüngung und den Schutz vor allen Wildschäden, die Wertminderung des Holzes durch alte Fege-, Schäl-, Schlag- und Rammschäden können Größenordnungen von mehr als € 200,- pro Jahr und Hektar erreichen. Ich versichere Ihnen, solche Größenordnungen sind in Rotwildgebieten die Regel und nicht die Ausnahme.

Meine Damen und Herren, bevor ich nun zur Jagd komme, fasse ich nochmals stichwortartig den Komplex Waldwirtschaft zusammen:

- Waldwirtschaft setzt Wirtschaftsziele voraus.
- Die Forstwirtschaft sollte weniger an statischen Leitbildern orientiert, sondern vielmehr prozessorientiert wirtschaften.
- Naturnahe Wirtschaftswälder bieten mit ihrer ökologischen Stabilität auch ökonomische Absicherung.
- Solange die Waldwirtschaft ganze Waldflächen in Vornutzung und Hauptnutzung aufteilt, „Waldbilder“ als Leitbilder verfolgt, Bestockungsgrade fixiert, aber mit der Einordnung von ganzen Waldflächen in die Hauptnutzung den Bestockungsgrad in wenigen Jahren auf null absenkt und dann wieder auf Kulturen setzt, wir außerdem in Baumschulen gedüngte Pflanzen zart und lecker in Reih und Glied im Wald pflanzen, wird uns der Konflikt erhalten bleiben; und das Wild wird immer nennenswert in diesen künstlichen Kulturen zu Schaden gehen.
- Unser Wald und auch unser Wild brauchen mehr Natur und weniger Kultur!!

Ich komme zur Jagd.

Mit Ausnahme von Tierschützern wird von allen Seiten nicht bestritten, dass das Wild - insbesondere in den jungen Waldstadien - ob in naturnahen wie in künstlichen Waldstrukturen beim Äsen oder Fressen, oder beim Fegen oder Schlagen zum Markieren territorialer Ansprüche Schäden an der Vegetation verursacht. Das Wild verbeißt, schält, fegt, schlägt; und wer es mit Muffelwild zu tun hat, muss mancherorts das sog. Rammen beklagen, bei dem die Widder mit den Gehörnschnecken insbesondere gegen Buchen rennen, damit die Rinde abplatzt, um dann die Rindenbruchstücke fressen zu können.

Gleichermaßen völlig unbestritten ist aber die Notwendigkeit der Sicherung eines gesunden heimischen Wildbestandes in unserer Landschaft, auch in unserer Kulturlandschaft. Der Erhalt des heimischen Wildes dient letztendlich nicht nur der berechtigten Nutzungsoption, sondern ist bei ganzheitlichem Denken eine Naturschutzaufgabe. Nicht zuletzt aus dieser Sicht der Hege leiten die Jagdverbände auch ihre Berechtigung ab, als Naturschutzverbände anerkannt zu werden.

So ist es die Aufgabe, mit der Jagdausübung, die als Teil der Waldbewirtschaftung auch den Nutz-, Schutz- und Erholungsfunktionen zugeordnet werden kann, die Wildbestände in ein harmonisches Gleichgewicht mit dem Lebensraum zu bringen. Wir kommen dabei wieder zu der Notwendigkeit, uns Ziele zu setzen, um zielgerichtet die Jagd als Teil der ganzheitlichen Landschaftsbewirtschaftung, hier Waldwirtschaft, auszuüben.

Soweit, vermute ich, rufe ich bisher keinen Widerspruch im Saal hervor.

Problematisch wird es aber nun, wenn wir analysieren, mit welchen Zielsetzungen gejagt wird und mit welchem Sachverstand beurteilt wird, ob die Jagd zu einem Ausgleich zwischen einer ordnungsgemäßen Land- und Forstwirtschaft geführt hat, so wie sie das Bundesjagdgesetz in § 1 vorsieht. Dort heißt es, ich zitiere:

BJG

§ 1 Inhalt des Jagdrechts

(1) Das Jagdrecht ist die ausschließliche Befugnis, auf einem bestimmten Gebiet wildlebende Tiere, die dem Jagdrecht unterliegen, (Wild) zu hegen, auf sie die Jagd auszuüben und sie sich anzueignen. Mit dem Jagdrecht ist die Pflicht zur Hege verbunden.

(2) Die Hege hat zum Ziel die Erhaltung eines den landschaftlichen und landeskulturellen Verhältnissen angepassten artenreichen und gesunden Wildbestandes sowie die Pflege und Sicherung seiner Lebensgrundlagen; auf Grund anderer Vorschriften bestehende gleichartige Verpflichtungen bleiben unberührt.

Die Hege muss so durchgeführt werden, dass Beeinträchtigungen einer ordnungsgemäßen land-, forst- und fischereiwirtschaftlichen Nutzung, insbesondere Wildschäden, möglichst vermieden werden.

(3) Bei der Ausübung der Jagd sind die allgemein anerkannten Grundsätze deutscher Weidgerechtigkeit zu beachten.

(4) Die Jagdausübung erstreckt sich auf das Aufsuchen, Nachstellen, Erlegen und Fangen von Wild.

(5) Das Recht zur Aneignung von Wild umfasst auch die ausschließliche Befugnis, krankes oder verendetes Wild, Fallwild und Abwurfstangen sowie die Eier von Federwild sich anzueignen.

(6) Das Jagdrecht unterliegt den Beschränkungen dieses Gesetzes und der in seinem Rahmen ergangenen landesrechtlichen Vorschriften.

Das Jagdgesetz stellt uns Jägern in erster Linie eine Aufgabe, die wir zu erfüllen haben. Der Absatz 1 ist dabei dennoch eher der Nutzfunktion zuzuordnen - Sie dürfen sich Wild aneignen. Satz 2 in Absatz 2 muss aber der Schutzfunktion zugeordnet werden, weil Sie mit der Jagdausübung die Pflicht haben, Wildschäden möglichst zu vermeiden.

Nun frage ich Sie, mit welcher Grundeinstellung die meisten Jäger die Jagd ausüben - orientieren sie sich eher an der Nutzfunktion oder Schutzfunktion?

Es wird Sie kaum überraschen, dass die Mehrheit der Jäger in Deutschland weder das eine noch das andere macht. Der Nutzfänger ist als Fleischjäger verschrien, die Schutzjäger als Wildfeinde.

Der Grossteil der deutschen Jägerschaft jagt im Sinne der Erholungsfunktion (die im Jagdgesetz nicht explizit angesprochen ist), weil es ihm als Teil seiner privaten Freizeitgestaltung Spaß macht. Dieses Vergnügen ist auch nicht zu beanstanden, ich bin selbst passionierter Jäger und jage mit Vergnügen. Problematisch wird es aber dann, wenn wir Jäger ohne ausreichende Kenntnisse der Wildbiologie und der Einflüsse

des Wildes auf den Lebensraum und die Wildschäden die Wildwirtschaft betreiben, das heißt, unsere ganz eigenen Ziele verfolgen.

De facto wirtschaften, soweit das Jagdrecht z.B. verpachtet wird, zwei unterschiedliche Gruppen mit ganz unterschiedlichen Zielsetzungen im Wald. Und nicht selten hat der Jagdpächter mehr Einfluss auf insbesondere das langfristige Betriebsergebnis als der noch so kundige und umsichtige Förster.

Ich verdenke keinem Jäger, dass er gerne Anblick hat und sich als Erinnerung an Jagderlebnisse auch eine Jagdtrophäe präpariert. Wenn diese Aspekte aber ohne wildbiologisches Verständnis zu einer Trophäenjagd ausufern und in Einzelfällen noch nicht mal die Trophäe im Vordergrund steht, sondern ein Jagdpächter darauf Wert legt, möglichst viel Wild in seinem Wald zu haben, das er beobachten und mit dem er Jagdgästen imponieren kann, dann bleibt der Schutzgedanke, den das Bundesjagdgesetz in § 2, Satz 2 formuliert, auf der Strecke.

In der Jägerschaft liegt verbreitet eine weder mit wildbiologischen Erkenntnissen untermauerte noch an den Notwendigkeiten der Waldwirtschaft und dem daraus abgeleiteten Schutzaspekt orientierte Interessenlage vor.

Hinzu kommt, dass selbst unter uns Forstleuten bei der Beurteilung des Einflusses des Wildes auf die Vegetationsentwicklung naturnaher Waldökosysteme eine erstaunliche Unkenntnis vorliegt. Der Verbiss der Bodenvegetation und insbesondere der selektive Verbiss, für den das Rehwild als Konzentratselektierer ganz wesentlich verantwortlich ist, wird weitgehend unterschätzt. Es sind Forstkollegen, die mir erklären wollten, die Schälsschäden an Douglasien wären nicht so bedenklich, weil der Baum das Überwachen überleben würde. Das hat auch schon die Fichte in Maßen gekonnt. Es sind Forstkollegen gewesen, die mir erst kürzlich erklärten, sie hätten extra Verbissgehölze mit Fichten und Buchen angelegt, um den Schaden von den Forstkulturen abzulenken. Nur wurde für das Wild keine lesbare Beschriftung aufgestellt, die ihnen erklärte, welche Buchen sie nun verbeißen und schälen dürfen, und welche sie zu schonen haben.

Unverändert findet sich die Mähr, wir könnten über Äsungsflächen die Verbisschäden an der Bodenvegetation und Schälsschäden reduzieren. Es gibt hierzu bis heute keine belastbare Studie. Die Idee, die dahintersteckt, ist, dass auf leckeren Äsungsflächen gefüllter Pansen nicht zu weiterem Verbiss und Schälsschäden führen wird. Im Gegenteil konzentrieren wir jedoch mit solch schmackhaften Äsungsangeboten Wild in Teilgebieten. Sie erhöhen künstlich die lokale Wildpopulation und verstärken damit die Schäden.

Wenige prozentuale Flächenanteile eines Waldgebietes als Äsungsflächen bewirtschaftet, können nicht einen auf ganzer Waldfläche durch Einzelbaumwirtschaft mit Äsung und Deckung gestalteten Lebensraum ausgleichen. Und wenn Sie den Anteil und die Bewirtschaftungsintensität der künstlichen Äsungsflächen immer weiter ausbauen, können Sie das Wild gleich in den Stall oder das Gatter stellen und sich an der Erlegung eines Hirsches erfreuen, der mit seinen Lebensumständen nicht sehr abweicht von einem in Rumänischer Wildnis erlegten „Burlei“, der in einem österreichischen Gatter handzahn groß, fett und alt geworden ist.

Meine Damen und Herren, nicht nur in der Jägerschaft, auch bei uns Förstern gibt es grobe Unkenntnis, wenn nicht gar wissentliches Übergehen der Wechselwirkungen zwischen Wildpopulation und Waldvegetation.

Darüber hinaus verschließt sich ein nicht unwesentlicher und zumindest einflussreicher Teil der Jägerschaft wegen ihrer Ausrichtung an Trophäen und dem Erhalt gut beobachtbarer und bejagbarer hoher Wildpopulationen wildbiologischen Erkenntnissen.

Ich gebe Ihnen ein exemplarisches Beispiel. Landauf landab findet sich in allen Rotwildbewirtschaftungsrichtlinien das Leitbild eines doppelseitigen Kronenhirsches vom mindestens 10. bis 12. Kopf als Ziel der Rotwildbewirtschaftung. Die Wildbiologie belegt aber, dass Hirsche ab dem 6. bis 7. Kopf präferierte Beute der Wölfe sind. Wildbiologisch lässt sich weder die Notwendigkeit eines Zielalters noch die Geweihgestaltung begründen. Auch die zu beobachtenden Funktionen von einzelnen Individuen im Sozialgefüge, Leittieren bei Rudelbildung, Hirsche, die ein Rudel zusammenhalten etc. begründen diesen letztlich an der Trophäe orientierten Irrweg nicht, weil der soziale Rang bei Ausscheiden sofort von anderen Stücken übernommen wird.

Und wenn der Hirsch vom 12. Kopf insbesondere im Brunftrudel eine solch herausragende Bedeutung hätte, wie kommt der Jäger als Naturschützer dann dazu, den wichtigen Hirsch gerade in dem Moment, in dem er seine soziale Stellung im Brunftablauf prominent ausübt, zur Strecke zu bringen?

Meine Damen und Herren, unter Berücksichtigung von unbestreitbaren Tierschutzaspekten, die es verbieten, bewusst die zur Aufzucht notwendigen Elterntiere zu erlegen (siehe Alttier/Kalb), kann, könnte und sollte Rotwild, so wie wir das zunehmend auch für das Rehwild erkennen, nach Stückzahl wie die Karnickel bejagt werden.

Beim Rehwild erkennen wir inzwischen, dass es in seiner Populationsdynamik ungewöhnlich plastisch auf die intensive Bejagung reagiert und nachhaltig in hohen Stückzahlen mit dem Konzept Zahl vor Wahl bejagt werden kann. Das Rotwild reagiert mit seiner Populationsdynamik viel sensibler und ist deshalb auch leichter zu reduzieren, wenn man nur will.

Ich könnte Ihnen eine Fülle von weiteren Beispielen aufzählen, die sich mit wildbiologisch unhaltbaren Jagd- und Hegekonzepten (Jagd auf den Rehbock im Winter) befassen oder die umfangreichen Schäden hoher Wildbestände im Wald darlegen. Und auch auf andere Wildarten will ich hier aus Zeitgründen nicht näher eingehen.

So wie ich Naturnähe für die Waldwirtschaft empfohlen habe, empfehle ich Naturverständnis für uns Jäger und unsere Position im ökologischen Netzwerk. Wir sind als Allesfresser auch Raubtier und sollten uns dieser Rolle ohne Scheu stellen. Wir sind Raubtier und sollten uns dazu aus Naturverständnis bekennen, konsequent und nicht aus und mit schlechtem Gewissen nicht haltbare Rechtfertigungstheorien in der öffentlichen Diskussion aufstellen.

Meine Damen und Herren, ich habe mich kritisch zur Waldwirtschaft wie auch kritisch zur Jagd geäußert. Beide Seiten müssten aufeinander zugehen, Jagd ist als elementarer Teil einer am Ziel ausgerichteten Waldwirtschaft zu verstehen.

Abschließend ein paar Worte zur Frage, wer diesen Prozess ganz wesentlich beeinflussen sollte. Es ist aus meiner Sicht der Waldbesitzer, der ja auch die Ziele für die Bewirtschaftung seines Waldes festsetzt. Diese Aufforderung ergeht umso mehr an die Waldbesitzer, die über einen Eigenjagdbezirk verfügen und damit direkt auf die Wald- wie die Jagdwirtschaft einwirken können.

Wer als Waldbesitzer Schäden vermeiden will, muss sich selbst um die Kontrolle über die Wildbewirtschaftung kümmern. Die Jagdbehörden können und werden nach aller Erfahrung nicht mit hoheitlichen Maßnahmen eingreifen, soweit der Jagdrechtsinhaber sich nicht selbst für seine Interessen und die Einhaltung der gesetzlichen Vorgaben einsetzt.

Wer als Waldbesitzer sich entsprechend anspruchsvolle ökologisch wie ökonomische Ziele gesetzt hat, muss die Jagd als Teil einer ganzheitlich ausgerichteten Waldwirtschaft verstehen und die Jagd entsprechend selbst ausüben oder ausüben lassen, ohne die Kontrolle aus der Hand zu geben.

Das Deutsche Jagdrecht gesteht sinnvoller Weise das Jagdrecht dem Eigentümer als Eigentumsrecht an Grund und Boden im Sinne der Nutzung, aber eben auch zur Gestaltung seiner forstwirtschaftlichen Rahmenbedingungen zu.

Waldbesitzer, die bei nachweisbaren Schäden in ihrem Wald durch Wild in Größenordnungen von € 200,- pro Jahr und Hektar ihre Eigenjagd auf Jahre für € 30,- an Jäger verpachten, die die Jagd dann nicht im Sinne der Schutzfunktion für die Entwicklung und Sicherung eines dynamischen Waldökosystems ausüben, sondern nur ihrem Erholungswunsch nachgehen, können wirtschaftlich keinen Erfolg haben.

Das Gesetz spricht beim Eigentümer des Bodens vom Jagdrechtsinhaber, bei der Übertragung des Jagdrechts auf Dritte sollten wir hingegen künftig statt vom Jagdausübungsberechtigten eher vom Jagdausübungsverpflichteten sprechen.

Jagd ist Handwerk - Handwerk, das natürlich auch Spaß macht. Und Passion ist eine der wichtigsten Triebfedern, um sich früh morgens bei kalt-feuchtem Wetter für den Frühansitz zu präparieren. Aber gefragt sind bei der Jagd exzellente Handwerker, die die Bejagung mit Sachkenntnis, Erfahrung und ohne von Trophäen fehlgeleiteten Hegevorstellungen mit einem Minimum an Beunruhigung, d.h. meist bei geringem Zeitaufwand durchführen.

So lange aber insbesondere selbst wir Förster, aber auch aufgeschlossene Erholungsjäger nicht die Wechselwirkungen zwischen Wild und Wald ehrlich anerkennen, wildbiologische Erkenntnisse berücksichtigen, und dabei der an Trophäen orientierten Jagd abschwören, die Irrwege der künstlichen Lebensraumgestaltung für das Wild kritisch hinterfragen, und am aller wichtigsten, als Eigentümer und Waldbesitzer, die Jagd als untrennbaren integrierten Teil einer zielgerichteten Wildbewirtschaftung verstehen, werden wir den Konflikt zwischen Wald und Wild nicht auflösen.

Der Konflikt Wald und Wild löst sich erst, wenn wir uns sowohl bei der Waldwirtschaft wie bei der Jagd an den dynamischen Prozessen der Natur orientieren und den Grundgedanken

so viel Natur und so wenig Kultur wie möglich

als Leitbild verfolgen.

Es ist die intellektuelle Herausforderung, uns als Menschen wieder mehr in die natürlichen Abläufe zu integrieren.

Es ist die kulturelle Herausforderung, mit Augenmaß auf Kultur als gezähmte und gestaltete Natur zu verzichten, weil dies nicht nachhaltig sein kann.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Christian von Bethmann

Kontakt:



BETHMANN 
WALDBERATUNG

Christian Freiherr von Bethmann

Am Forsthaus 1
35091 Schönstadt

Telefon +49(0)64278024

Mobil +49(0)1726613913

info@bethmann-waldberatung.de

www.bethmann-waldberatung.de

